

Tom Mannewitz

Das erste Forschungsprojekt

Karte und Kompass für junge Politik-
und SozialwissenschaftlerInnen



Nomos

STUDIENKURS POLITIKWISSENSCHAFT

**Lehrbuchreihe für Studierende der Politikwissenschaft
an Universitäten und Hochschulen**

Wissenschaftlich fundiert und in verständlicher Sprache führen die Bände der Reihe in die zentralen Forschungsgebiete, Theorien und Methoden der Politikwissenschaft ein und vermitteln die für angehende WissenschaftlerInnen grundlegenden Studieninhalte. Die konsequente Problemorientierung und die didaktische Aufbereitung der einzelnen Kapitel erleichtern den Zugriff auf die fachlichen Inhalte. Bestens geeignet zur Prüfungsvorbereitung u.a. durch Zusammenfassungen, Wissens- und Verständnisfragen sowie Schaubilder und thematische Querweise.

Tom Mannewitz

Das erste Forschungsprojekt

Karte und Kompass für junge Politik-
und SozialwissenschaftlerInnen



Nomos



Onlineversion
Nomos eLibrary

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-6760-1 (Print)

ISBN 978-3-7489-0864-7 (ePDF)

1. Auflage 2020

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2020. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Abbildungsverzeichnis	9
Tabellenverzeichnis	11
1 Noch ein Methodenbuch ...	13
1.1 Warum – Alleinstellungsmerkmale	13
1.2 Für wen und wen nicht – Zielgruppe(n)	15
1.3 Wie verwenden – Anleitung	17
2 Wissenschaftstheorie in 60 Minuten	19
2.1 Wissenschaft – Politik – Politikwissenschaft: Was, wie und warum?	19
2.2 Theorie und Empirie – zwei Seiten derselben Medaille?	23
2.3 Methoden, Methodologie, Forschungsdesign, Techniken – wo liegt der Unterschied?	27
2.4 Qualitative und quantitative Forschung – Gegensätze?	29
2.5 Was ist Wahrheit?	32
2.6 Was hat es mit dem Falsifikationismus auf sich?	35
2.7 Wie erkennen wir?	37
2.8 Was ist Werturteilsfreiheit?	39
2.9 Was ist Urteilstkraft – und (warum) braucht es sie?	42
3 Ohne geht's nicht: das kleine Einmaleins empirischer Sozialforschung	45
3.1 Begriffe	45
3.1.1 Was sind Begriffe, was sollen sie leisten, woraus bestehen sie?	45
3.1.2 Welche Arten von Begriffen gibt es?	49
3.1.3 Was ist eine Operationalisierung – und wie läuft sie ab?	50
3.1.4 Analytische Kategorien	52
3.2 Definitionen	53
3.2.1 Was sind Definitionen und was sollen sie leisten?	53
3.2.2 Was sind gute, was schlechte Definitionen?	55
3.3 Aussagen	57
3.3.1 Welche Arten von Aussagen gibt es?	57
3.3.2 Welche Aussagen sollten wir anstreben?	58
3.4 Typologien und Klassifikationen	63
3.4.1 Was sind und leisten Klassifikationen, Typologien sowie Merkmalsräume?	63
3.4.2 (Verminderte) Subtypen und Hybride	67
3.5 Theorien und Modelle	70
3.5.1 Was sind Modelle?	70
3.5.2 Theoriebildung und -überprüfung	72
3.6 Variablen und Skalen	75
3.6.1 Grundlegende Variablenarten: stetig/diskret, manifest/latent	75
3.6.2 Forschungsleitende Variablen	76
3.6.3 Skalenniveaus: Nominal-, Ordinal-, Intervall-, Ratio-, Absolutskala	77
3.7 Messung und Testtheorie	80

3.8	Sozialwissenschaftliche Gütekriterien	81
3.8.1	Formen der Validität	81
3.8.2	Reliabilität/Zuverlässigkeit	84
3.8.3	Intersubjektive Nachprüfbarkeit	87
3.9	Indizes	87
3.10	Vergleiche	91
3.10.1	Sinn und Zweck	91
3.10.2	Ablauf	92
3.10.3	Grenzen	94
3.10.4	Formen des wissenschaftlichen Vergleichs	95
3.10.5	Unvergleichbarkeit?	97
4	Bevor es losgeht: Forschungsplanung	101
4.1	Nützliches: Suchmaschinen, Datenbanken, (Online-)Netzwerke, Versandhandel	101
4.2	Der „richtige“ Betreuer	104
4.3	Themen, Fragen und Hypothesen	107
4.4	Forschungsstand, theoretischer Ansatz und Variablenauswahl	113
4.5	Fälle auswählen	116
4.5.1	Wovon hängt die Fallauswahl ab?	116
4.5.2	Die Fallauswahl bei Einzelfallstudien	116
4.5.3	Die Fallauswahl bei Small-N-Studien	118
4.5.4	Die Fallauswahl bei Large-N-Studien	121
4.5.5	Stichproben bei besonderen (Sub-)Populationen	126
4.5.6	Ratschläge, Fallstricke, Dos und Don'ts	127
4.6	Der „Grundriss“ des Projekts – der Forschungsplan	128
5	Daten erheben	131
5.1	Welches Erhebungsverfahren ist das richtige für mich?	131
5.2	Befragungen	133
5.2.1	Grundlagen und Ablauf einer Befragung	133
5.2.2	Narrative Interviews	136
5.2.3	Leitfadeninterviews	138
5.2.4	Experteninterviews	140
5.2.5	Gruppeninterviews	143
5.2.6	Standardisierte Interviews	147
5.2.7	Gute Fragen, schlechte Fragen	158
5.2.8	Persönlich, telefonisch, schriftlich oder online?	162
5.2.9	Fehlerquellen und Probleme – und wie mit ihnen umzugehen ist	167
5.2.10	Frei zugängliche Umfragestudien	171
5.3	Beobachtungen	173
5.3.1	Grundlagen und Formen einer Beobachtung	173
5.3.2	Ablauf	176
5.3.3	Das Für und Wider von Beobachtungen	178
5.4	Inhaltsanalysen	180
5.4.1	Grundlagen und zentrale Begriffe der Inhaltsanalyse	180
5.4.2	Qualitative Zugänge zur Inhaltsanalyse	183
5.4.3	Quantitative Zugänge zur Inhaltsanalyse	188

5.5 Experimente	192
5.6 Nicht-reaktive Verfahren	199
5.6.1 Keine eigenständigen Verfahren	199
5.6.2 Verhaltensspuren	199
5.6.3 Öffentliche Datensätze und Big Data	200
5.7 Der letzte Schritt vor der Datenerhebung: Pretests	206
6 Daten auswerten	211
6.1 Nützliches: Analysesoftware	211
6.2 Datenübertragung, Fehlerbereinigung, Umformung	214
6.3 Quantitative Daten	219
6.3.1 Sich einen Überblick verschaffen: Tabellen, Diagramme, Parameter	219
6.3.2 Zusammenhänge zwischen zwei Variablen ermitteln: Korrelationen	239
6.3.3 Entwicklungen vorhersagen: Regressionen	247
6.3.4 Parameter der Grundgesamtheit schätzen: Intervallschätzungen	254
6.4 Qualitative Daten: Hermeneutik	257
6.4.1 Vorgehen	257
6.4.2 Techniken	259
6.5 Makroqualitative Daten: Qualitative Comparative Analysis	260
6.5.1 Gründe für eine QCA	260
6.5.2 Herangehensweise und Notation	261
6.5.3 Ablauf	266
6.5.4 Probleme: Contradictories und begrenzte empirische Vielfalt	276
6.5.5 Standards guter Praxis	279
6.6 Heuristiken	280
6.7 Verknüpfung mehrerer Verfahren – Mixed Methods und Triangulation	284
6.8 Kontrafaktische Annahmen in Einzelfallstudien	286
6.9 Fehlschlüsse und kognitive Verzerrungen	290
6.9.1 Individualistischer und ökologischer Fehlschluss	290
6.9.2 Post/Cum hoc ergo propter hoc	291
6.9.3 Verwechslung von Ursache und Wirkung	293
6.9.4 Naturalistischer Fehlschluss	293
6.9.5 Bestätigungsfehler	293
6.9.6 Verfügbarkeitsheuristik	294
6.9.7 Anekdotische Evidenz	295
6.9.8 Selection Bias	296
6.9.9 Historikerirrtum	296
6.9.10 Fehlschluss der versunkenen Kosten	297
7 Ergebnisse präsentieren	301
7.1 Nützliches: Literaturverwaltungsprogramme	301
7.2 Die studentische Qualifikationsarbeit als Form der Ergebnispräsentation	303
7.2.1 Schreiben: parallel, sequentiell oder abschließend?	303
7.2.2 Zielgruppenorientierung	305
7.2.3 Aufbau/Gliederung und Formalia	305
7.2.4 Typische Anfängerfehler	308

7.3	Mehr als ein Wort zur Sprache	309
7.3.1	Die Bedeutung „guter“ Sprache	309
7.3.2	Korrektes Deutsch	310
7.3.3	Verständliches Deutsch	312
7.3.4	Schönes Deutsch	313
7.3.5	Stimulierendes Deutsch	314
8	Zehn „goldene Regeln“ zum Schreiben einer (ersten) wissenschaftlichen Arbeit	317
9	Quellen- und Literaturverzeichnis	321
	Glossar	331
	Stichwortverzeichnis	339

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Empirische Theorie als Netz	25
Abbildung 2:	Extensive und intensive Forschungsstrategien	31
Abbildung 3:	Ergebnisse von Aussagenprüfungen	37
Abbildung 4:	Konzept „Pilze“	46
Abbildung 5:	Ladder of Generality	48
Abbildung 6:	Begriffliche Abstraktionsgrade	50
Abbildung 7:	Dreidimensionaler Merkmalsraum (Beispiel Linz)	66
Abbildung 8:	Verminderte Subtypen nach Collier/Levitsky und nach Lauth	69
Abbildung 9:	Beispiel Pfeilmodell	71
Abbildung 10:	Beispiel Pfadmodell	72
Abbildung 11:	Korrelationsmatrix MMM	83
Abbildung 12:	Ablauf von Vergleichsforschung	94
Abbildung 13:	Formen des Vergleichs	97
Abbildung 14:	Screenshot Google	102
Abbildung 15:	Warum es schwer ist, seinen Betreuer zu treffen	107
Abbildung 16:	MDSO und MSDO	120
Abbildung 17:	Beispiel Schwedenschlüssel	123
Abbildung 18:	Entscheidungsbaum Datenerhebung	132
Abbildung 19:	Gebote der Fragebogenerstellung	154
Abbildung 20:	Schematischer Aufbau eines Fragebogens	156
Abbildung 21:	Grundlegende Analyseziele der Inhaltsanalyse	181
Abbildung 22:	Beispiel Kategoriensystem/Codierleitfaden/Codeplan (Ausschnitt)	185
Abbildung 23:	Benutzeroberfläche MAXQDA	187
Abbildung 24:	Versuchsaufbau des Milgram-Experiments	196
Abbildung 25:	Unterbrochene Zeitreihen	197
Abbildung 26:	Vorhersage der US-Präsidentschaftswahlergebnisse 2016 mit Big Data	205
Abbildung 27:	Variablenansicht SPSS	216
Abbildung 28:	Datenansicht SPSS	217
Abbildung 29:	Beispiel Histogramm	220

Abbildung 30: Beispiel Balkendiagramm	221
Abbildung 31: Beispiel Kreisdiagramm	222
Abbildung 32: Beispiel Liniendiagramm	223
Abbildung 33: Beispiel Streudiagramm	224
Abbildung 34: Beispiel Boxplot	228
Abbildung 35: Lorenzkurve Nettoäquivalenzeinkommen Deutschland 2013	236
Abbildung 36: Homo- und Heteroskedastizität	243
Abbildung 37: Pearsons r in Scatterplots	244
Abbildung 38: Korrelation und Kausalität	247
Abbildung 39: Regressionsgerade	248
Abbildung 40: Varianzzerlegung bei einer Regression	251
Abbildung 41: SPSS-Dokumentation einer Regression	254
Abbildung 42: Standardnormalverteilung der Stichprobenmittelwerte	255
Abbildung 43: Venn-Diagramm einer hinreichenden Beziehung	262
Abbildung 44: Venn-Diagramm einer nicht hinreichenden Beziehung	264
Abbildung 45: Venn-Diagramm einer notwendigen Beziehung	264
Abbildung 46: Schwellenwertsetzung	269

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Begriffsüberblick	29
Tabelle 2:	Sollte Politikwissenschaft Werturteile erarbeiten – Pro und Contra	41
Tabelle 3:	Qualitative und quantitative Begriffe	49
Tabelle 4:	Gängige analytische Kategorien	53
Tabelle 5:	Brauchbare und unbrauchbare Aussagen (Teil 1)	59
Tabelle 6:	Brauchbare und unbrauchbare Aussagen (Teil 2)	62
Tabelle 7:	Aristoteles' zweidimensionale Herrschaftstypologie	64
Tabelle 8:	Eindimensionale Herrschaftstypologien nach Geddes und Hadenius/ Teorell	65
Tabelle 9:	Skalenniveaus, Eigenschaften und Parameter	79
Tabelle 10:	Aggregationsregeln bei der Indexbildung	89
Tabelle 11:	Fallauswahl bei Einzelfallstudien	118
Tabelle 12:	Gängige Antwortoptionen bei geschlossenen/halboffenen Fragen	151
Tabelle 13:	Funktionsfragen	153
Tabelle 14:	Befragungsformen im Vergleich	166
Tabelle 15:	Fehlerquellen im Interview	168
Tabelle 16:	Beispiel Codeblatt	190
Tabelle 17:	Ablauf eines Experiments im Pre-Test-Post-Test-Design	194
Tabelle 18:	Exemplarische Frageeffekte im Split-Ballot	198
Tabelle 19:	Beispiel Listenexperiment („Über wie viele – nicht: welche – der folgenden Dinge haben Sie sich schon einmal geärgert?“)	198
Tabelle 20:	Programme für Statistikanalyse im Vergleich	211
Tabelle 21:	QCA-Software	213
Tabelle 22:	Möglichkeiten der Datenaufbereitung	215
Tabelle 23:	Beispiel Häufigkeitstabelle („Politisches Interesse“)	219
Tabelle 24:	Lageparameter	225
Tabelle 25:	Streuungsparameter	229
Tabelle 26:	Bundestagswahlergebnisse 1949–2017	233
Tabelle 27:	Anteile am Nettoäquivalenzeinkommen Deutschlands 2013	238
Tabelle 28:	Beispiel Kreuztabelle	240
Tabelle 29:	Beispiel Indifferenztabelle	240

Tabelle 30: Besonderheiten multipler Regression	252
Tabelle 31: Regressionsvoraussetzungen	253
Tabelle 32: Rohdatentabelle (Beispiel)	267
Tabelle 33: Wahrheitswerttabelle (Beispiel)	270
Tabelle 34: Wahrheitswerttabelle (notwendige Bedingungen für Y – Beispiel)	271
Tabelle 35: Gütemaße für hinreichende Bedingungen (Beispiel)	275
Tabelle 36: Gütemaße für notwendige Bedingungen (Beispiel)	276
Tabelle 37: Vor- und Nachteile von Mixed-Methods-Designs in studentischen Qualifikationsarbeiten	285

1 Noch ein Methodenbuch ...

Das Kapitel gibt eine Einführung in den Band: Es zeigt die Alleinstellungsmerkmale auf, die ihn von anderen Methodenlehrbüchern abheben (Verknüpfung von Methoden und Arbeitstechniken, am Forschungsablauf orientierter statt enzyklopädischer Aufbau, Konzentration auf studentische Forschung), stellt die Zielgruppen vor und erklärt die Handhabung des Buches: Die Kapitel 2 und 3 vermitteln notwendiges theoretisches Grundlagenwissen, die übrigen Kapitel können als „Karte und Kompass“ bei der Erstellung der ersten empirischen Studienarbeit dienen und daher chronologisch gelesen werden.

1.1 Warum – Alleinstellungsmerkmale

Warum braucht es eine weitere Einführung in sozial-, speziell politikwissenschaftliche Forschungsmethoden, wo doch der Markt von derartigen Büchern geflutet, jede methodische Nische didaktisch aufgearbeitet, jedes Lernbedürfnis eines jeden studentischen Lerntyps inzwischen befriedigt sein sollte? Drei Gründe lassen sich ins Feld führen:

1. *Methoden und Arbeitstechniken*: Wer zu Beginn seines Politikwissenschaftsstudiums den Markt für einführende Methodenliteratur überblickt, um einen treuen Begleiter für die ersten eigenen wissenschaftlichen Gehversuche zu finden, hat die Qual der Wahl. Die meisten Methodeneinführungen gehen thematisch vor: Nach einigen Vorbemerkungen folgt Methode auf Methode, ohne Bezug zu den einschlägigen Arbeitstechniken. Forschung – egal ob von Studenten¹, wissenschaftlichen Mitarbeitern oder Professoren – folgt selten thematisch abgeschlossenen Blöcken, sondern dem *Procedere* eines Forschungsprozesses, mithin geschriebenen wie ungeschriebenen, über mehrere Jahrhunderte ausdifferenzierten Regeln. Der Aufbau der Einführung folgt diesem keineswegs immer geradlinigen, aber doch regelgeleiteten Ablauf empirischer Forschung, mit dessen Wegmarken jeder Bekanntschaft macht, der eine politikwissenschaftliche Fragestellung nicht allein durch „Alltagsdenken“ oder „Politisieren“ zu beantworten gedenkt. Die Einführung versteht sich somit als Begleiter und Ratgeber der ersten *empirischen* Forschungsprojekte. Idealerweise liegt sie stets aufgeschlagen auf, neben oder unter einem anderen wissenschaftlichen Paper oder Buch, sobald die ersten Ideen für eine Forschungsarbeit reifen, und wird erst zugeschlagen, wenn das fertige Werk dem Dozenten oder dem Prüfungsamt übergeben ist.
2. *Anleitung statt Überblick*: Statt für „Novizen“ sind viele Methodeneinführungen für Kollegen geschrieben, ungeachtet des Titels. Autoren und Herausgeber – meist Methodenexperten und Spezialisten auf einzelnen Subdisziplinen wie der Umfrageforschung, Regressionsanalysen oder qualitativer Inhaltsanalyse – verschaffen dem Leser eine Reihe ausgezeichnete Überblicke über mehrere Er-

1 In dieser Einführung wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum verwendet. Weibliche und weitere Geschlechteridentitäten sind dabei ausdrücklich mitgemeint, soweit es für die Aussage erforderlich ist.

hebungs- und/oder Auswertungsmethoden. Sie zielen auf eine detailgetreue Darstellung sämtlicher, in einem Fach gängiger Methoden sowie der methodologischen Standpunkte und Schulen, über die sich die Leser nach der Lektüre ein eigenes Urteil bilden sollen. Die Bände sind damit Überblickswerke im klassischen Sinne. Studenten in den frühen Semestern fragen sich allerdings häufig, für welchen Abschnitt in der empirischen Forschungsarbeit die Kenntnis methodologischer Schulen (etwa im Bereich der Erkenntnistheorie) nötig sein soll oder wie gängig ein bestimmtes Verfahren in ihrem Fach ist; zugleich vermitteln die meisten Einführungen zwar die Methoden, nicht aber, wie Entscheidungen unter Ressourcenknappheit zu treffen sind. Und dem meist jüngeren Zielpublikum fehlt aufgrund mangelnder Erfahrungen vielfach das Gefühl für die „Folgekosten“ einzelner Erhebungs- und Auswertungsverfahren; es unterschätzt den Aufwand der Schritte.

Dieses Buch will deshalb praktische Entscheidungshilfen für die Weggabelungen im Forschungsprozess geben und wie ein Kompass durch empirische Arbeiten navigieren. Dafür verzichte ich an einigen Stellen auf einen „Rundumschlag“ zugunsten eines begründeten Vorschlags. Pragmatismus kommt in diesem Buch vor theoretischer Tiefe. Längere methodologische Ausführungen wird der Leser ebenso vergebens suchen wie ausführliche Methodenüberblicke. Was ist das Buch dann wert? Drei Argumente: Wer sich – erstens – unzureichend über eine Methode informiert fühlt (was wahrscheinlich ist), für den halten kommentierte Literaturverzeichnisse am Ende jedes Kapitels weiterführende Nachschlageorte bereit, die sich aufgrund ihres Anleitungscharakters bereits *in der studentischen Praxis* bewährt haben. Zweitens gibt der Band Ratschläge, unter welchen Bedingungen auf welche Methode zurückzugreifen ist. Drittens will er statt Wissen Kompetenzen vermitteln – und zwar auch jene, die weniger in Vorlesungen oder in der Literatur, sondern meist im Kolloquium oder im Vier-Augen-Gespräch zur Sprache kommen.

3. Orientierung an studentischer Forschung: Forschungsarbeiten von Studenten unterscheiden sich grundlegend von solchen etablierter Wissenschaftler: Die Forschungsfragen sind überschaubarer, die verfügbaren Literaturbestände meist reichhaltiger, Geld und Zeit deutlich knapper, die Kenntnisse forschungspraktischer Regeln und Heuristiken dürftiger. Hinzu kommt: Studentische Forschung dient der wissenschaftlichen Qualifikation im Anfangsstadium und zielt spätestens seit der Bologna-Reform auf den Erwerb von Credits. Auf all jene Aspekte legen die meisten Methodeneinführungen nur geringes Augenmerk. Sie verlieren selten ein Wort zum Finden der für Studenten „richtigen“ Forschungsfrage, zum Umgang mit dem Betreuer, zum Ressourcenaufwand (und damit der Praktikabilität) von Erhebungsmethoden oder zum wissenschaftlichen Arbeiten, dem sich meist wiederum andere Einführungen widmen.

Aus allen genannten Gründen braucht es diese Methodeneinführung. Sie ist selbstverständlich nicht frei von Schwächen: Nicht jeder wird sich mit dem Aufbau anfreunden, manch einer beklagt hier und da kleinere wie größere Lücken, sieht eine Methode zu Unrecht auf wenige Absätze eingedampft oder überblättert einige Seiten, weil er die dortigen Passagen für überflüssig hält. Nun wird kein wissen-

schaftliches Einführungswerk jedem Leser gerecht. Das Buch erhebt keineswegs den Anspruch, „den“ Methodenkanon der Politikwissenschaft umfassend abzubilden. Wie jedoch die Meinungsbilder zumindest in meinen Lehrveranstaltungen zeigen, sind Erst- und Zweitsemester mit ausschweifenden Methodeneinführungen häufig überfordert. Sie erwarten – neben größeren Nachschlagewerken (etwa in Form von Handbüchern) und auf einzelne Methoden spezialisierten Lehrbüchern – eine effiziente Vermittlung solcher Fähigkeiten, die sie rasch zu einem Beruf (oder doch zumindest zu einem gelungenen kleinen Forschungsprojekt) führen. Daher legen sie nicht selten die Methodenbücher nach kurzer Zeit genervt weg und bemühen stattdessen die weite Welt des Internets. Diese vermittelt nicht selten das für ein Forschungsprojekt nötige Wissen komprimiert, wartet allerdings häufig mit Halbwahrheiten auf, verschweigt relevante Informationen und schlägt nützliche Brücken zu einem anderen methodischen Teilbereich nicht. Man kann die „Verschulung“ des nicht nur politikwissenschaftlichen Studiums, die mangelnde Lesefreude (zumal gegenüber englischsprachiger Literatur) und die verbreitete Service-Orientierung gegenüber Lehrenden beklagen, aber soll sich die jetzige Studentengeneration zu fähigen Politikwissenschaftlern entwickeln, sind Dozenten wohl gut damit beraten, sich diesem neuen Trend nicht zu verweigern. Im anglo-amerikanischen Raum sind Früchte dieser Anpassung bereits zu erkennen: Nicht nur die Methodenliteratur kommt häufig leichtfüßiger, unprätentiöser daher als hierzulande, präsentiert sich „auf einer Augenhöhe“ mit den Studenten.²

1.2 Für wen und wen nicht – Zielgruppe(n)

Sozialwissenschaftliche Methodeneinführungen, zu denen dieses Buch gehört, richten sich – wenig verwunderlich – an Studenten sozialwissenschaftlicher Studiengänge. Die Gewichtung der einzelnen Teilbereiche (etwa die Rolle des Vergleichs) sowie die Abschnitte zu einzelnen Aspekten (z. B. Typologien) lassen dieses Buch jedoch besonders für Neulinge in der Politikwissenschaft sinnvoll erscheinen. Es richtet sich mithin an den, der sich erstmals vor die Aufgabe gestellt sieht, eine *wissenschaftliche Arbeit mit empirischem Anspruch* zu verfassen, oder der an dieser Aufgabe schon einmal gescheitert ist, es aber künftig besser machen will.

Da sich empirische Forschung in praktisch jedem Teilbereich der Politikwissenschaft heimisch fühlt – selbst in einigen Nischen der Politischen Theorie –, bildet die Kenntnis der zugrundeliegenden Methoden eine Kernkompetenz des Studiums, die sich an vielen Stellen bezahlt macht. In ihren Erwerb investierte Zeit ist gut angelegt.

Es ist überdies ein Missverständnis, politikwissenschaftliche Methoden seien nur für jene ehrgeizigen „Streber“ von Interesse, die „etwas mit Statistik machen wollen“ (abgesehen davon, dass eine solche Annahme von einem verquastenen Wissenschaftsverständnis zeugt). Wer eine empirische Studie – und beruhe sie „bloß“ auf Sekundärdaten – durchführen will, sollte Methodenkompetenz besitzen. Diese schließt nicht nur die bloßen instrumentellen Kenntnisse, mithin die handwerkli-

2 Für ein eindrucksvolles Beispiel vgl. Field 2017.

che „Durchführungskompetenz“ ein, sondern auch und gerade die Fähigkeit, die *für eine konkrete Fragestellung* geeignetste Methode auszuwählen, mithin „Entscheidungskompetenz“ („Know-how“). Die geeignetste Methode ist jene, die neben der Forschungsfrage den eigenen Ressourcen Rechnung trägt. Dabei sind Vorteile und Nachteile abzuwägen. Das Buch will hierbei Argumentations- und Entscheidungshilfen geben.

Wer sollte sich von diesem Buch nicht angesprochen fühlen? Im Grunde, wer kein Interesse an *empirischen* politikwissenschaftlichen Forschungsmethoden hat, wer sich von der üppigen Methodenliteratur ausreichend „versorgt“ fühlt, und vor allem, wessen methodische Entscheidungs- und Durchführungskompetenz in mehreren erfolgreich durchgeführten Studien – etwa die Promotion, Master-, Bachelor- und Seminararbeiten – die Feuertaupe bestanden hat. Denn: Nicht unbedingt am Methodenwissen als vielmehr an der Methodenkompetenz ist ein guter Politikwissenschaftler zu erkennen (wiewohl beides häufig miteinander korreliert). Abhängig von der Klausurgestaltung in Methodenvorlesungen können darum gute oder sehr gute Noten ein trügerischer Indikator für richtige methodische Entscheidungen und Projekterfolg in der Praxis sein. Aus all diesen Gründen zielt die Einführung darauf, jene Erfahrung bereits in die frühen Arbeiten von Studenten einfließen zu lassen, deren Erwerb häufig erst mit der Zeit und nach mehreren Projekten kommt. Je mehr empirische Forschung der Leser schon selbst betrieben hat, umso weniger nützlich wird ihm das Buch daher erscheinen. Wenig dürfte sich angesprochen außerdem fühlen, wer eine ausführliche Diskussion methodologischer Grundpositionen und eine sozialwissenschaftliche Meta-Debatte sucht. Empirische Methoden der Politikwissenschaft gelten hier als Mittel zum Zweck eines erfolgreichen Forschungsprojekts, das in den Grundzügen bei einer überschaubaren Seminararbeit nicht anders verläuft als in einem ambitionierten Drittmittelprojekt.

Kurzum: Das Buch richtet sich an methodisch unbeleckte Studierende – und zwar fast ausschließlich an sie. Es will eine praxis- wie studiumorientierte Einführung in den Forschungsprozess sowie in jene Erhebungs- und Auswertungsverfahren sein, die der Schlüssel für fortgeschrittene Methoden sind. Die Auswahl der Methoden leiteten zwei Kriterien:

1. Einfachheit – die Methode lässt sich schnell und unkompliziert erlernen sowie ohne größeren Aufwand selbst anwenden.
2. Popularität – die Methode kommt, weil sich mit ihr typische Fragestellungen empirischer Politikwissenschaft beantworten lassen, häufig in Journalbeiträgen, größeren Studien und Papers zum Einsatz.

Eine Vielzahl von Erhebungs- und Auswertungsverfahren kommt also gar nicht zur Sprache. Bei Kenntnis der hier erörterten Methoden sollten Sie aber in der Lage sein, eine Reihe von Forschungsfragen, die für eine Qualifikationsarbeit infrage kommt, zu beantworten und zudem einen relevanten Teil empirischer Studien aus Ihrer Disziplin zu verstehen und zu beurteilen.

1.3 Wie verwenden – Anleitung

Auch wenn sich diese Methodeneinführung am Forschungsprozess orientiert, ist ein grundlegendes begriffliches „Handwerkszeug“ unerlässlich. Damit der Leser weiß, welchen wissenschaftlichen Grundpositionen sich der Autor verpflichtet fühlt, warum es sinnvoll ist, diesen Positionen zu folgen, was daraus für die praktische Forschung folgt und was mit Begriffen wie „Begriff“, „Variable“ oder „Skalenniveau“ gemeint ist, die in der zweiten Hälfte des Buches allgegenwärtig sind, empfiehlt sich die intensive Lektüre der nächsten beiden Kapitel „Wissenschaftstheorie in 60 Minuten“ und „Ohne geht's nicht: Das kleine Einmaleins empirischer Sozialforschung“ – und zwar, weit bevor Ihre vorgegebene Bearbeitungszeit (bei Bachelor- und Masterarbeiten) beginnt. Machen Sie sich vertraut mit diesen Kapitelninhalten, ohne deren Kenntnis Sie nicht nur die zweite Hälfte des Buches und die sonstige Methodenliteratur kaum nachvollziehen, sondern auch in einem Forschungskolloquium nicht mitreden können, wenn die Methodik der präsentierten Arbeiten ansteht.

Ab Kapitel 4 lohnt es sich, das Buch als steten Begleiter im eigenen Forschungsprozess zu begreifen, gewissermaßen als politikwissenschaftliches „Kochbuch“. Bevor Sie einen neuen Schritt tun, lesen Sie darum zunächst das zugehörige Kapitel vollständig. Da Forschung selten linear abläuft, werden Sie darüber hinaus häufig vor- und zurückblättern: Hier finden Sie einen Verweis auf spätere Schritte, über die Sie sich womöglich schon jetzt Gedanken machen sollten, dort einen Rückverweis, der Ihnen erklärt, warum es so und schwerlich anders vorangeht. Doch all das sollte nicht davon abhalten, zunächst jedes Kapitel sorgfältig zu studieren, bevor Sie die zugehörige Stufe „im echten Leben“ erklimmen. Kommentierte Literaturverzeichnisse leiten Sie zu weiterführenden Texten, die weniger forschungsorientiert sind, dafür aber ein bestimmtes Thema theoretisch vertiefen. Die „Wichtiges-in-Kürze“-Boxen am Ende jedes Kapitels kommen nicht nur besonders eiligen Lesern entgegen, sondern gestatten auch jene Sprünge zwischen verschiedenen Phasen, durch die empirische Forschung gekennzeichnet ist. Faustregeln (fett, kursiv und zentriert) bringen hilfreiche, aus der Praxis stammende Entscheidungsregeln sowie Ratschläge im Forschungsprozess auf den Punkt.

Wichtiges in Kürze

1. Das Buch richtet sich vorrangig an Politikwissenschaftler, die eine erste empirische Studie verfassen und dafür methodisches Know-how erwerben wollen. Es setzt keinerlei methodische Vorkenntnisse voraus.
2. Die Einführung ist kompetenzorientiert und berücksichtigt den studentischen Mangel an finanziellen Ressourcen sowie den engen Zeitrahmen wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten. Sie will nicht Wissen transportieren, sondern Fähigkeiten, die den erfolgreichen Abschluss eines eigenen kleinen Forschungsprojekts ermöglichen.
3. Abgesehen von den beiden folgenden Kapiteln, die methodische Grundpositionen und deren Folgen für die Forschung sowie grundlegende Begriffe klären, ist das Buch als „Karte & Kompass“ konzipiert, demnach stets „parallel“ zum Forschungsprozess zu lesen.

Zur Lektüre empfohlen (in der Reihenfolge subjektiv empfundener Nützlichkeit):

Diekmann, Andreas (2009): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 20. Aufl. Reinbek bei Hamburg, S. 18–116.

Die Kapitel „Einführung: Ziele und Anwendungen“, „Probleme empirischer Sozialforschung“ und „Von den Anfängen bis zur Gegenwart“ dieses „Klassikers“ vermitteln einen hervorragenden Eindruck von der Notwendigkeit und der Genese empirischer Sozialforschung. Es dürfte sich im deutschsprachigen Raum um das meistverkaufte Methodenlehrbuch in den Sozialwissenschaften handeln – aus gutem Grund. Seine Anschaffung ist die wohl wichtigste für jeden, der sich dem Gebiet nähert. Allerdings ist Diekmann Soziologe – dieser Umstand spiegelt sich in seinen Beispielen und den präsentierten Methoden. Viele der genannten nicht-reaktiven Verfahren sind für Politikwissenschaftler beispielsweise wenig anschlussfähig.

Patzelt, Werner J. (2013): Einführung in die Politikwissenschaft. Grundriss des Faches und studiumbegleitende Orientierung. 7. Aufl. Passau, S. 20–79.

Aus meiner Sicht eine der besten Einführungen in das Fach auf dem deutschsprachigen Markt: Das Lehrbuch gibt im genannten Ausschnitt einen ausführlichen Überblick darüber, was Politik meint, welche Dimensionen sie aufweist und was empirische Politikwissenschaft wie tut. Die weiteren Kapitel bieten thematische Einblicke in alle Subdisziplinen, wichtige Methoden, hilfreiche Analysewerkzeuge – sind insgesamt allerdings nicht ganz einfach zu lesen.

Behnke, Joachim/Baur, Nina/Behnke, Nathalie (2010): Empirische Methoden der Politikwissenschaft. 2. Aufl. Paderborn, S. 13–48.

Es handelt sich wohl um den am stärksten auf Methoden der Politikwissenschaft zugeschnittenen Band: keine inhaltlich-substantielle Einführung, keine eher auf die Soziologie zugeschnittenen Methoden – leicht und verständlich geschrieben. Der angegebene Abschnitt liefert eine knappe wissenschaftstheoretische Grundlage, um in konkrete Methoden „einzusteigen“.

Bieling, Hans-Jürgen/Massing, Peter/Pohl, Kerstin/Schieren, Stefan/Varwick, Johannes (Hrsg.) (2015), Kursbuch Politikwissenschaft. Einführung – Orientierung – Praxis, Schwalbach/Ts.

Diese Herausgabe eines Professorenquintetts mit vorwiegend didaktischem Hintergrund gibt in neun Kapiteln einen „Einblick in und einen Überblick über die zentralen Themen und Fragestellungen der wichtigsten Teilgebiete“ (S. 7). Die Kapitel bieten vor allem einen theoretisch-methodischen Eindruck von jeder Subdisziplin, von Themenkonjunkturen.

2 Wissenschaftstheorie in 60 Minuten

Das Kapitel gibt eine Einführung in zentrale Themen sozialwissenschaftlicher Methodenlehre, ohne deren Kenntnis die Anwendung auch fortgeschrittener Datenerhebungs- und Auswertungsverfahren hakt: Was unterscheidet Politikwissenschaft von politischem Alltagswissen? Sind „Methoden“ und „Methodologie“ dasselbe? Was hat es mit „qualitativer“ und „quantitativer“ Forschung auf sich? Auf welchen wissenschaftstheoretischen Grundannahmen beruht die heutige empirische Forschung? Das Kapitel gibt eine Antwort auf all diese Fragen und festigt dergestalt das grundlegende methodische Selbstverständnis der Leser. Es sollte gelesen werden, bevor ein eigenes Projekt ansteht. Denn dann ist das hier erworbene Wissen anzuwenden.

2.1 Wissenschaft – Politik – Politikwissenschaft: Was, wie und warum?

Politikwissenschaft ist die Wissenschaft von der Politik. Sie ist weder politische Wissenschaft (im Sinne einer durch wissenschaftliche Kompetenz legitimierten politischen Betätigung) noch wissenschaftliche Politik (im Sinne einer wissenschaftlichen Maximen folgenden Form von Politik). Wie sich die Physik der naturwissenschaftlichen Erforschung natürlicher Phänomene – etwa Materie, Energie, Zeit und Raum – widmet, geht die Politikwissenschaft den Strukturen, Ideen und Prozessen im politischen Betrieb auf den Grund. Ja, Politikwissenschaftler streben so etwas wie eine „Physik des Politischen“ an. Wie jede andere *Wissenschaft* zielt sie auf die „Herstellung solcher Aussagen [...], die jenen Aussagen an empirischem und logischem Wahrheitsgehalt überlegen sind, welche schon mittels der Fähigkeiten des ‚gesunden Menschenverstandes‘ [...] formuliert werden können“³.

Wissenschaftliches Denken ist meist dann gefordert, wenn das Alltagsdenken aufgrund der thematischen Komplexität an seine Grenzen gelangt, wenn ein interessierender Sachverhalt außerhalb der Erfahrungswelt der meisten Menschen liegt, wenn Zusammenhänge nicht nur zu belegen, sondern auch zu quantifizieren oder bedingte Hypothesen („Wenn X, dann Y, aber nur, wenn zugleich Z.“) zu prüfen sind. Häufig befindet sich der „gesunde Menschenverstand“, der zuweilen in Position gegen die „lebensferne Wissenschaft“ in Position gebracht wird, überdies auf dem Holzweg: Wer beispielsweise glaubt, dass große Interessengruppen (z. B. Verbraucherschutzgruppen) sich leichter im politischen Prozess durchsetzen als kleine (wie Bauernverbände), sitzt einem Irrtum des „gesunden Menschenverstandes“ auf.⁴ Mehrere Studien haben nämlich die Falschheit der Thesen belegt. Last but not least schafft Wissenschaft häufig dort Klarheit, wo es gegensätzliche, aber als „selbstverständlich“ apostrophierte „Weisheiten“ gibt, etwa: „Gegensätze ziehen sich an“ und „Gleich und Gleich gesellt sich gern“.

Die Überlegenheit der Wissenschaft gegenüber dem Alltagsdenken resultiert aus ihren „Spielregeln“, die zu beschreiben, zu erörtern und weiterzuentwickeln Auf-

3 Patzelt 2013, S. 69.

4 Vgl. Bernauer et al. 2015, S. 56.

gabe der Wissenschaftstheorie ist.⁵ Die drei grundlegenden Regeln, die Wissenschafts- vom Alltagsdenken unterscheiden, lauten:

1. *Reflexion von Selektivität*: Menschliche Wahrnehmung ist begrenzt. Niemand kann alles wahrnehmen; niemand nimmt alles wahr, was er wahrnehmen *könnte*; niemand behält all das, was er je wahrgenommen hat. Diesen Tatsachen können sich Wissenschaftler ebenso wenig entziehen wie Menschen, die außerhalb des Forschungsbetriebs arbeiten. Doch im Alltagsdenken bleibt diese Selektivität meist unbemerkt und selbstverständlich. Wissenschaftler sollten sich ihrer selektiven Wahrnehmung und damit der nicht unwahrscheinlichen Möglichkeit, Wichtiges zu übersehen, erstens stets bewusst sein sowie zweitens die Auswahlkriterien für die wissenschaftliche Wahrnehmung zu steuern und offenzulegen versuchen („Warum beobachte ich dies, aber nicht jenes?“). Theorien und Begriffe leisten dies vor allem.⁶
2. *Reflexion von Perspektivität*: Menschliche Wahrnehmung ist stets perspektivisch: Wie jemand seine Umwelt wahrnimmt, wie er sie interpretiert und welche Assoziationen sich ihm aufdrängen, hängt maßgeblich von seiner sozialen Umgebung, von seinen kulturellen, sprachlichen und regionalen Vorprägungen ab. Derer wird er sich häufig erst dann bewusst, wenn er auf alternative Perzeptionsmuster in fremden Kulturen und Sprachen stößt, die ihm vor Augen führen, dass seine Sinneseindrücke keineswegs die „natürlichen“, sondern lediglich die ihm vertrauten sind. Beispielsweise macht sich der „Einfluss der Muttersprache, den man empirisch nachgewiesen hat, [...] in den Bereichen des Denkens wie Gedächtnis, Wahrnehmung und Assoziationen oder in praktischen Fertigkeiten wie Orientierung bemerkbar. Und in unserer tatsächlichen Erfahrung des Lebens sind solche Bereiche nicht weniger wichtig als die Fähigkeit zu abstraktem Denken, ja wahrscheinlich weit wichtiger.“⁷ In der Wissenschaft gilt es nicht nur, die gleichsam vorgegebene Perspektivität vor allem bei Schlussfolgerungen im Hinterkopf zu behalten („Ist die mir vertraute Wahrnehmung/Interpretation/Assoziation die natürliche oder nur eine von vielen?“), sondern auch und vor allem, die eigene Perspektive bewusst zu steuern – und zwar durch die Auswahl forschungsleitender Theorien vor einer empirischen Untersuchung. Dass Menschen, die „WEIRD“ (white, educated, industrialized, rich, democratic) sind, auf vielen wissenschaftlichen Gebieten – auch der Politikwissenschaft – die Mehrheit stellen, sollte umso sensibler für unbemerkte Voreingenommenheiten machen, da diese Personengruppe bei den Verhaltenswissenschaften vielfach als „Ausreißer“ hervortrat: bei Studien zur visuellen Wahrnehmung, zu Fairness, Kooperation, räumlichem Denken, Kategorisierung, inferentiellen Rückschlüssen, moralischen Urteilen, Argumentationsstilen, Selbst-Verständnissen und der Erblichkeit von Intelligenz.⁸
3. *Reflexion von Normativität*: Dass der Blick auf die Realität durch Werte und Werturteile gefärbt ist, zeigen der Fußball und Wahlen. Danach gefragt, wer

5 Vgl. im Folgenden Patzelt 1986, S. 81–83.

6 Siehe Kap. 3.1 (Begriffe) und 3.5 (Theorien und Modelle).

7 Deutscher 2014, S. 268.

8 Vgl. Henrich et al. 2010.

wohl das nächste Spiel oder die kommende Wahl für sich entscheidet, antworten wir häufig zugunsten des Heimatvereins oder der eigenen Partei, weil der Wunsch Vater des Gedanken ist. In diesem Fall sprechen wir von unreflektierter Normativität. Ihretwegen blenden wir die für eine realistische Beurteilung wichtigen Informationen aus. Um die eigenen Werturteile zu wissen und zu verhindern, dass sie unbeabsichtigt die Wahrnehmung leiten, ist eine Voraussetzung für „funktionierende“ Wissenschaft. Das bedeutet nicht, sie dürfe keine Werturteile erarbeiten – im Gegenteil: Werturteile zu erarbeiten ist eine wichtige Aufgabe nicht nur von Politikwissenschaft. Allerdings darf der eigene politische Standpunkt nicht zu einer verzerrten Perzeption führen. Bei der den Regeln der Wissenschaft folgenden Einschätzung des kommenden Fußballspiels oder der nächsten Wahl sollten mithin nicht die eigenen Vorlieben, sondern lediglich die Stärken beider Teams – hier wie da – als Grundlage dienen. Wer zum Schluss kommt, die „gegnerische“ Partei werde wohl gewinnen, muss sich zwar womöglich die Frage gefallen lassen: „Bist Du für die anderen?“ Das ist aber ein Zeichen für unreflektierte Normativität beim Gegenüber.

Neben diese grundlegenden Regeln der Wissenschaft treten recht praktische Gebote, die den Wissenschaftsbetrieb kennzeichnen (sollten):

1. *Gebot*: Fassen Sie sich präzise und verständlich – Das macht Ihre Forschung nachvollziehbar und hilft, eigene Lücken zu offenbaren. Wer hingegen mit nebulösen Begriffen und so abstrakt wie möglich formuliert, um beim Leser (im Studium: beim Dozenten) Eindruck zu schinden, sorgt dafür, dass niemand ihn versteht, und übersieht womöglich eigene Wissens- und Arbeitslücken. Klare Sprache setzt klare Gedanken voraus. Dazu gehören hinreichend präzise Definitionen. Mit diesem Gebot haben viele Sozialwissenschaftler ihre Schwierigkeiten. Doch Wissenschaft dient nicht der Selbstdarstellung, sondern sollte für andere verstehbar sein. Wenn Fachfremde einen wissenschaftlichen Text begreifen, ist das kein Indiz für „fehlende Wissenschaftlichkeit“, sondern ein Kompliment für den Autor. Vorbildlich mit Blick auf ihre klare Sprache sind etwa die Texte Karl R. Poppers, Eckhard Jesses und Peter Graf Kielmansegg. Wer hierin aufmerksam blättert, bekommt recht bald ein Gespür für den klaren Ausdruck.
2. *Gebot*: Belegen Sie Ihre Aussagen – Argumente, die weit über unbestrittene Fakten und bloße Ereignisse, mithin gesellschaftliches Gemeingut hinausgehen, bedürfen der Erwähnung ihrer Quellen und/oder der Information, mit welchen Methoden sie gewonnen wurden, damit Leser Qualität und Kontext der Aussagen beurteilen können. Hiermit haben Studierende anfangs ihre Schwierigkeiten; Sicherheit kommt mit der Übung. Alles, was nicht trivial (etwa: Geburtstag des Bundespräsidenten, geografische Lage Deutschlands, Parteinaamen) oder wissenschaftlicher Common Sense (etwa die Relativitätstheorie) ist, sollte belegt werden – durch Fußnoten oder Verweise im Text.
3. *Gebot*: Arbeiten Sie transparent – Legen Sie stets dar, wie Ihre Forschungsergebnisse zustande gekommen sind. Von der erkenntnisleitenden Theorie, wissenschaftstheoretischen Grundpositionen (sofern nötig) und dem erkenntnislei-

tenden Interesse über Variablen bis hin zu den Methoden der Datenerhebung und -auswertung ist alles detailliert zu dokumentieren. Nur so lassen sich Forschungsergebnisse beurteilen. Das ist wichtig, da Wissenschaft – ein sozialer Prozess – von wechselseitiger Wahrnehmung, Kontrolle und Kritik lebt. Hierbei handelt es sich um ein Gebot handwerklicher Sorgfalt. Wer sich an Forschungsberichten – etwa aus DFG-Projekten – oder an Zeitschriftenaufsätzen orientiert, fährt gut.

4. *Gebot*: Stellen Sie sich Kritik – Die drei genannten Gebote dienen der Kritik der eigenen Forschung. Sie sollen im Grunde sicherstellen, dass Dritte die aus einem Projekt erwachsenden Aussagen auf logische Konsistenz und empirische Bestätigung überprüfen können. Sich Kritik zu stellen – nach einem Referat, in der Sprechstunde nach Abgabe der Seminararbeit, in einem wissenschaftlichen Kolloquium – ist für viele wissenschaftliche „Greenhorns“ wiederum eine höchst unangenehme Übung, die sie als Bloßstellung empfinden. Das gilt im Übrigen auch für nicht wenige etablierte Kollegen. Doch professionelle Dozenten üben Kritik „mit offenem Visier“ und stets an der Sache, niemals an der Person. Zudem ist Kritik nicht nur die wichtigste Zutat für wissenschaftlichen Fortschritt, sondern auch der schnellste Weg zur Erhöhung der Arbeitsqualität – sofern gehört, verstanden und umgesetzt. Scheuen Sie daher nicht das offene Wort, bitten Sie um Kritik. Je bereitwilliger Sie sie aufnehmen, umso schnellere Fortschritte werden Sie machen. Dieses Gebot hat darum weniger mit „Handwerkszeug“ als mit innerer Haltung zu tun.

Der Gegenstand der Politikwissenschaft ist die *Politik*. Die Definitionen sind hierzu Legion. Sie sei die „Kunst des Möglichen“ (Otto von Bismarck), des „Unmöglichen“ (Vaclav Havel) oder das „Durchbohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich“ (Max Weber). Solche Definitionen sind rhetorische Effekthascherei, klären aber nicht darüber auf, womit sich Politikwissenschaft auseinandersetzt. Folgende Definition halte ich für tauglicher: Politik ist demnach „jenes menschliche Handeln, das auf die Herstellung und Durchsetzung allgemein verbindlicher Regelungen und Entscheidungen (d. h. von ‚allgemeiner Verbindlichkeit‘) in und zwischen Gruppen von Menschen abzielt“⁹.

Wie Wissenschaft richtet sich Politik auf menschliches Handeln. Hier wie da handelt es sich um einen sozialen Prozess. Bei Politik bilden das Ziel jedoch nicht Aussagen, sondern Regelungen und Entscheidungen, die für eine bestimmte Gruppe von Menschen verpflichtend sind, d. h., sie haben nicht-optionalen Charakter.¹⁰ Das trifft auf geschriebene wie ungeschriebene Gesetze, Verwaltungsanordnungen, persönliche Befehle, Verbote, Zwangsmaßnahmen, physische Gewalt und vieles mehr zu. Eine Handlung erhält jedoch nicht erst dann ihren politischen Gehalt, wenn sie derartige Entscheidungen tatsächlich herbeiführt, sondern schon dann, wenn die zugrundeliegende Absicht erkennbar wird – z. B. der *Versuch* eines Staatsstreichs. Die Französische Revolution ist nach dieser Definition ebenso Politik wie der gescheiterte Hitler-Putsch 1923, ein mündlicher Befehl Wladimir

⁹ Patzelt 2013, S. 22.

¹⁰ Selbst Kann-Bestimmungen haben allgemein verbindlichen Charakter: Die Optionalität ihrer Anwendung gilt für alle dem Rechtsraum Unterworfenen.

Putins ebenso wie eine kommunale Verwaltungsvorschrift in Brandenburg, der Versuch, eine Schulklasse zum Aufstand gegen einen Lehrer zu bringen ebenso wie die Folter politischer „Feinde“.

Politik ist demnach allgegenwärtig. Das erklärt die Vielseitigkeit der Politikwissenschaft. Ein Blick auf die Sektionen der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft – der größte Dachverband von Politologen in Deutschland (und international nach der APSA der zweitgrößte)¹¹ – unterstreicht dies: „Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik“, „Internationale Beziehungen“, „Methoden der Politikwissenschaft“, „Policy-Analyse und Verwaltungswissenschaft“, „Politische Ökonomie“, „Politische Soziologie“, „Politische Theorie und Ideengeschichte“, „Politische Wissenschaft und politische Bildung“, „Regierungssystem und Regieren in der Bundesrepublik Deutschland“, „Vergleichende Politikwissenschaft“. Hinzu kommen zahlreiche Arbeitskreise (etwa: Demokratieforschung, Europa- und Regionalismusforschung, Konstruktivistische Theorien der Politik, Parteienforschung, Politik und Geschlecht, Soziale Bewegungen u. v. m.).

Wenig griffig, aber umfassend ist folgendes Verständnis vom Fach: *Politikwissenschaft* ist ein von reflektierter Perspektivität, Selektivität und Normativität sowie Transparenz und Kritik geleiteter sozialer Prozess, der Aussagen über solches menschliches Handeln anstrebt, das allgemein verbindliche Regelungen und Entscheidungen herbeiführen soll. Gehen Sie Baustein für Baustein dieser Definition durch und machen Sie sie sich zu eigen. Sie bildet die Klammer für die Arbeit all Ihrer empirisch-analytisch arbeitenden Dozenten – und für Ihre. Für Familie und Freundeskreis sollten Sie womöglich eine griffigere Definition parat haben...

2.2 Theorie und Empirie – zwei Seiten derselben Medaille?

Theorie und Empirie sind zwei Seiten derselben Medaille! Mit Empirie bezeichnet man Erfahrungswissen bzw. die durch Erfahrung sich bemerkbar machende Wirklichkeit. Empirische (oder auch: empirisch-analytische) Politikwissenschaft setzt sich demzufolge mit der durch Sinne erfahrbaren Politik auseinander – im Gegensatz zu normativ-ontologischer Politikwissenschaft, die danach fragt, wie Politik ablaufen *sollte* bzw. *zu sein hat*; und im Gegensatz zur sich kritisch verstehenden Politikwissenschaft, die *Macht- und Herrschaftsverhältnisse* zu „hinterfragen“ bestrebt ist. Um die beiden letztgenannten geht es in dieser Einführung nicht.

So leicht der Empiriebegriff für praktische Zwecke einzugrenzen ist, umso schwerer fällt dies beim Theoriebegriff. Dazu trägt folgender Umstand bei: Die Wissenschaft durchbricht immer wieder das erste Gebot („Fasse Dich präzise und verständlich.“) beim Gebrauch des Theoriebegriffs. Schlagen Sie zwei Bücher auf und mit hoher Wahrscheinlichkeit entdecken Sie zwei verschiedene Theoriekonzepte.

Im weiteren Sinne ist eine *empirische Theorie* (nur um die geht es hier) ein System von aufeinander bezogenen Aussagen über einen bestimmten Ausschnitt der politischen Realität; sie umfasst im engeren Sinne darüber hinaus Angaben über die

11 APSA steht für American Political Science Association. Der zweitgrößte deutsche Fachverband ist die Deutsche Gesellschaft für Politikwissenschaft (DGfP).

Voraussetzungen und Randbedingungen, unter denen diese Aussagen gelten sollen; und sie gestattet die Bildung von Hypothesen über künftige Ereignisse und Veränderungen.¹² Ihre Aussagen werden wie ein Netz über die Realität gespannt (vgl. Abb. 1). Deren Ordnung ergibt sich aus dem Abstraktionsgrad der jeweiligen Aussagen: Die abstraktesten Aussagen sind Axiome (schwer belegbare Thesen, aus denen sich alle weiteren, konkreteren Aussagen ableiten lassen), gefolgt von Theoremen (Aussagen, die mehrere gegenständliche Hypothesen zusammenfassen) und Hypothesen (gegenständliche Aussagen über einen Wirklichkeitsausschnitt). Politikwissenschaftliche Beispiele für Theorien im weiteren Sinne sind etwa die Extremismustheorie,¹³ für Theorien im engeren Sinne die Theorie rationalen Wählens.¹⁴

Theorien erfüllen in der empirischen Forschung vor allem zwei Funktionen: Sie leiten einerseits in Form von Ausgangstheorien die Forschung an, andererseits fassen sie in Form von Ergebnistheorien Forschungsergebnisse zusammen. Ausgangstheorien haben meist – nicht immer – einen geringeren Komplexitätsgrad als Ergebnistheorien. Sie bestehen mindestens aus einer Reihe intuitiver, mehr oder weniger gut begründeter Vermutungen darüber, welche Aspekte des politischen Ausschnitts für die interessierende Frage wichtig sein mögen. In diesem Fall ist von einer Ausgangstheorie im weiteren Sinne zu sprechen. Sie liegt meist dann vor, wenn zu einem Gegenstand noch keine oder wenig Forschung besteht – etwa zur Funktionslogik von Parlamenten in pazifischen Kleinstaaten.

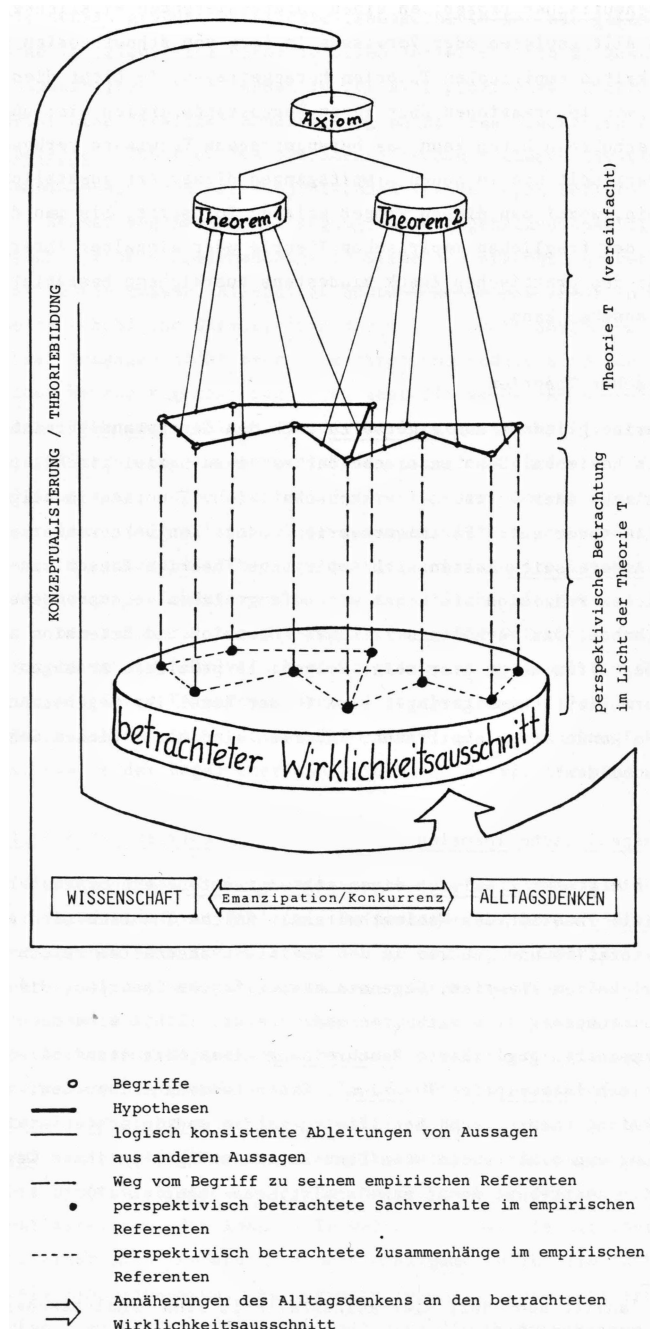
Sie können sich vielfach auf die Vorarbeit anderer Wissenschaftler stützen: Entweder liegen wenigstens einige analytische Kategorien vor – Begriffe und Denkfiguren, die den Blick auf den interessierenden politischen Ausschnitt leiten (etwa: Macht, Gewalt, Interessen, Repräsentation, Ideologie, Organisation, Strategie) – oder sogar ausgearbeitete Theorien, die Sie nun auf einen (neuen) Wirklichkeitsausschnitt anwenden. Befinden Sie sich in dieser glücklichen Lage, stoßen Sie durch die Lektüre der einschlägigen Studien auf alle wichtigen Begriffe, Variablen und Hypothesen. Das gilt z. B. für die Erforschung von Volksparteien in Europa, Koalitionssystemen oder internationalen Regimen. Hier geraten Sie rasch auf analytische Kategorien, wichtige Variablen und nützliche Hypothesen. Überhaupt werden Ihnen im Laufe des Studiums immer wieder Begriffe begegnen, die Ihnen als analytische Kategorien dienen können und die es Ihnen erlauben, auch in jenem Teilbereich der Politikwissenschaft mitzureden, der Ihnen womöglich nicht so „liegt“.

¹² Vgl. Sabine 1939, S. 5 f.

¹³ Vgl. Backes und Jesse 1996.

¹⁴ Vgl. für einen Überblick Arzheimer und Schmitt 2005.

Abbildung 1: Empirische Theorie als Netz



Quelle: Patzelt 1986, S. 219.

Die Aufgabe von Ausgangstheorien ist es, Vermutungen über den Gegenstand zu Papier zu bringen. Das hilft dem Leser, Ihre Intention und die Plausibilität Ihres Forschungsanliegens nachzuvollziehen, und Ihnen, den „roten Faden“ im Blick zu behalten (was nicht heißt, im Laufe der Forschung dürften nicht „neue Fährten“ aufgenommen werden) sowie eine bestimmte Perspektive auf Ihren Forschungsgegenstand „einzurasten“: Es gibt keinen „theoriefreien“ Blick auf die Wirklichkeit, sondern schlimmstenfalls nur eine von unreflektierter Selektivität, Perspektivität und Normativität geleitete Perzeption der (politischen) Wirklichkeit, die als bloße Theorie-Krücke fungiert. Da ist es besser, sich an klare Auswahlkriterien und durch bestimmte Begriffe hergestellte Perspektiven zu halten und diese transparent zu machen. Genau dies leisten Ausgangstheorien. Aber wie?

Jede Theorie fußt auf Begriffen. Denn: Ohne Begriffe keine Aussagen und ohne Aussagen keine Theorien. Aussagen sind der „Stoff“, aus dem Theorien gewebt sind. Und die in ihnen verwendeten Begriffe „rasten“ immer eine bestimmte Perspektive auf einen Gegenstand ein. Die NPD etwa ließe sich abhängig vom forschungsleitenden Interesse betrachten (1) als Kleinstpartei im deutschen Parteiensystem, (2) als demokratiefeindliche Organisation, (3) als Interessenvertreter für subjektive Modernisierungsverlierer oder (4) als Oppositionspartei. Die Forschungsperspektiven auf jeweils ein und denselben „Gegenstand“ unterscheiden sich und entsprechend unterscheiden sich die theorieimmanenten Begriffe. Im ersten Fall liegen analytische Kategorien wie „Zweitstimmenergebnis“, „Professionalität der Organisationstruktur“, „Mitgliederzahl und -struktur“ nahe, im zweiten „Ideologie“, „Rassismus“ und „Extremismusintensität“, im dritten „Bedürfnis“, „Interessen“, „Angebotsstruktur“ und im vierten schließlich „Macht“, „Kontrolle“ und „Interessen“. Die Ausgangstheorien bilden somit die Grundlage für die Erfahrung der politischen Wirklichkeit, mithin der politischen Empirie. Sie lässt sich übersichtlich skizzieren in einem Pfeilmodell.¹⁵

Die Aufgabe von Ergebnistheorien liegt auf der Hand: Sie präsentieren die Befunde einer Studie in übersichtlichen Aussagegefügen und erlauben es so anderen Wissenschaftlern, die Ergebnisse nachzuvollziehen, zu kritisieren und in Replikationsstudien zu überprüfen. An die Stelle der ausgangstheoretischen Hypothesen treten bestenfalls empirisch überprüfte Thesen. Die Befunde lassen sich gleichfalls gut abbilden, und zwar in einem Pfadmodell.¹⁶ Ergebnistheorien sind – zusätzlich nach dem jeweiligen *inhaltlichen* Gegenstand (z. B. Parlamentarismus-, Politische-Kultur-, Konflikttheorie) – nach dem Umfang ihres Gegenstandsbereichs unterscheidbar. Es gibt

- gegenstandsspezifische Theorien, die einen eng definierten Bereich beschreiben oder erklären: etwa die politisch-kulturelle Entwicklung in westlichen Industrienationen im 20. Jahrhundert („Stille Revolution“¹⁷) oder den „Demokratischen Frieden“¹⁸.

15 Vgl. hierzu Kap. 3.5 (Theorien und Modelle) sowie 4.6 (Der „Grundriss“ des Projekts – der Forschungsplan).

16 Vgl. hierzu ausführlicher Kap. 3.5 (Theorien und Modelle) sowie 7 (Ergebnisse präsentieren).

17 Vgl. Inglehart 1971.

18 Siehe Risse-Kappen 1995.

- Theorien mittlerer Reichweite decken einen größeren Wirklichkeitsausschnitt ab als gegenstandsspezifische Theorien – und zwar nicht allein mit Blick auf die Anzahl der beschriebenen Fälle, sondern auch mit Blick auf ihren Abstraktionsgrad. Dazu zählt etwa der Evolutorische Institutionalismus.¹⁹
- Allgemeine Theorien – die größten Wirklichkeitsbereiche umfassend – bestehen aus höchst abstrakten Begriffen wie Hypothesen und verlaufen meist nicht entlang von Fachgrenzen – etwa die Allgemeine Evolutionstheorie Charles Darwins.²⁰ Wo mehrere solcher Theorien allgemein akzeptiert sind und eine Theoriefamilie bilden, ist die Rede von einem Paradigma.

Mit zunehmender Reichweite wachsen der Abstraktionsgrad von Theorien, die Gefahr, logische Inkonsistenzen zu übersehen, sowie die Schwierigkeit empirischer Überprüfung. Aus gutem Grund bilden gegenstandsspezifische Theorien und solche mittlerer Reichweite darum das „tägliche Brot“ von Politikwissenschaftlern.

Ein theoriefreier Blick auf die Wirklichkeit ist unmöglich. Theorie und Empirie sind mithin kein sich ausschließender Gegensatz, sondern greifen ineinander – selbst wenn wir es nicht wollen, denn (wissenschaftliche) Wahrnehmung ohne (rudimentäre) analytische Kategorien ist undenkbar. Ratsam ist es, bewusst eine bestimmte, die durch eine Theorie dargebotene Perspektive auf den interessierenden Gegenstand sowie die damit einhergehenden analytischen Kategorien zu übernehmen und transparent zu machen, die in diesem Licht gebildeten Vermutungen zu überprüfen und ggf. anschließend zu korrigieren. Aus Theorie erwächst mithin Empirie und aus Empirie erwächst wiederum Theorie.

2.3 Methoden, Methodologie, Forschungsdesign, Techniken – wo liegt der Unterschied?

Die vier Begriffe sind keine Synonyme, denn sie beschreiben verschiedene Dinge: *Methoden* sind – abstrakt formuliert – formale Handlungsanweisungen und Regeln zur Erkenntnisgewinnung.²¹ Im Rahmen praktischer Forschungszwecke (etwa: „Methoden empirischer Sozialforschung“ oder „politikwissenschaftliche Forschungsmethoden“) bezeichnen Methoden bestimmte Verfahren der Datengewinnung²² (z. B. Inhaltsanalyse) und -auswertung²³ (z. B. Statistik). Daher ist hin und wieder synonym von Verfahren und Methoden die Rede.

„*Methodologie*“ lautet das Fremdwort für Methodenlehre. Sie fragt danach, für welche Fragen welche Methoden warum geeignet sind, wie sich bestimmte Methoden auf welche Weise warum verbessern lassen und welche wissenschaftstheoretischen Annahmen haltbar sind, andere hingegen nicht, aber auch nach menschengemachten sowie natürlicherweise vorgegebenen Regeln der Forschungslogik. Politikwissenschaftler, die sich hauptberuflich der Methodologie widmen, sitzen meist auf Methoden-Lehrstühlen.

¹⁹ Siehe Patzelt 2007.

²⁰ Siehe Darwin 2006 [1859].

²¹ Vgl. Häder 2006, S. 20f.

²² Vgl. Kap. 5 (Daten erheben).

²³ Vgl. Kap. 6 (Daten auswerten).

Das Verhältnis von Methoden und Methodologie verläuft parallel zu dem von Technik und Technologie. In aller Regel haben Sie, wenn Sie eine erste empirische Arbeit verfassen, mit methodischen, selten mit methodologischen Fragen zu tun – es sei denn, Sie haben sich beispielsweise der Diskussion konkurrierender Erhebungs- oder Auswertungsverfahren verschrieben und wollen nun mittels Anwendung Ihre Argumentation stützen; auch die Verbesserung von Methoden mit praktischen Versuchen zählen hierzu. Das wäre etwa der Fall, wenn Sie bestimmte, geläufige Frageformulierungen aus großen Umfragestudien modifizieren und nun den Effekt in der Empirie testen wollen. Oder Sie prüfen die Stichhaltigkeit der Ergebnisse von Methode A (etwa: Bevölkerungsbefragungen) anhand der mit Methode B (z. B. Expertenbefragung) gewonnenen Ergebnisse usw.

Mit der Methodik oder der Methodologie nicht zu verwechseln ist das *Forschungs- oder Untersuchungsdesign*.²⁴ Sie umschreibt die Anlage einer Studie mit Blick auf folgende Elemente: Untersuchungsebene (Aggregat-, Individual-, Kontextebene), Zeitpunkt (Quer- oder Längsschnitterhebung), Experimentalanordnung (Kontrollgruppen: ja/nein), Fallauswahl. Im Grunde klärt das Forschungsdesign darüber auf, „wann, wo, wie und wie oft die empirischen Indikatoren an welchen Objekten erfasst werden sollen“²⁵.

Diese Fragen haben mit den konkreten Erhebungs- und Auswertungsverfahren nur indirekt zu tun: Die Auswahl eines bestimmten Forschungsdesigns determiniert nicht a priori eine bestimmte Erhebungs- oder Auswertungsmethode. Achtung: Das Forschungsdesign ist nicht gleichbedeutend mit einem Forschungsplan, der bei jeder Projektplanung zu erstellen ist. Als Dokument der wichtigsten Rahmendaten des geplanten Projekts soll er die ersten Schwachstellen aufdecken (und beseitigen). Seine Elemente können – gerade für den wissenschaftlichen „Novizen“ – als Checkliste fungieren, damit dieser nicht vergisst, sich über wichtige Fragen des Projekts rechtzeitig Gedanken zu machen. Idealerweise ist der Forschungsplan ein ausgedrucktes Dokument. Nota bene: Jeder Forschungsplan sollte Aussagen über das Forschungsdesign treffen.

Techniken (meist im Plural) – ein „catch-all term“, der manchmal fälschlicherweise synonym zu jedem der drei vorgenannten Begriffe verwendet wird – meint ausschließlich die praktisch-konkrete Ausgestaltung von Erhebungs- und Auswertungsmethoden – etwa die Face-to-Face-Befragung als Variante der Befragung oder die teilnehmend-offene Beobachtung als Variante der sozialwissenschaftlichen Beobachtung oder die Logit-Regression als Variante der Regression. Ein und dieselbe Erhebungsmethode hat darum mehrere, verschiedene Techniken, die bei einem Experteninterview etwa die Art und Weise der Interviewführung, die Aufzeichnung und das Transkriptionssystem umfassen.

24 Vgl. hierzu Kap. 4.6 (Der „Grundriss“ des Projekts – der Forschungsplan).

25 Schnell et al. 2011, S. 199.

Tabelle 1: Begriffsüberblick

<i>Methoden</i>	<i>Methodologie</i>	<i>Forschungsdesign</i>	<i>Techniken</i>
= Erhebungs- und Auswertungsverfahren	= Methodenlehre	= Untersuchungsebene + Experimentalanordnung + Fallauswahl + Zeitpunkt	= Methodenausgestaltung

Quelle: eigene Darstellung.

2.4 Qualitative und quantitative Forschung – Gegensätze?

Gerade am Anfang Ihres Studiums werden Sie sich womöglich die Frage stellen, was es mit dem Gegensatz aus qualitativer und quantitativer Forschung auf sich hat. So viel vorweg: Das Begriffspaar wird Sie durch Ihr Studium und – wenn Sie der Sozialwissenschaft treu bleiben – Ihr Berufsleben begleiten. Im Grunde nützt die Unterscheidung zwischen beiden Forschungstraditionen in der praktischen Anwendung recht wenig, weil sie kaum etwas darüber vermittelt, welche Methoden, Forschungsdesigns und Techniken sich für ein konkretes Vorhaben eignen, und weil die Grenzen zwischen beiden Traditionen fließend verlaufen. Für jede Methode gibt es *eh*er qualitative und *eh*er quantitative Varianten. Nehmen Sie die Unterscheidung – weil es sich um ein Kontinuum, keine separaten Gebiete handelt – nicht zu wichtig.

Qualitative Forschungsmethoden sind immer dann angemessen, wenn „fremde Welten“ zu entdecken und zu beschreiben, die Aussagekraft etablierter Theorien an einem prägnanten Einzelfall zu überprüfen oder auch dessen Funktionslogik nicht nur zu erklären, sondern auch zu verstehen, auszulegen und zu deuten sind. Das erklärt, warum das Hauptanalyseverfahren qualitativer Methoden die Hermeneutik (griech.: die Kunst der Auslegung/Interpretation) ist. In aller Regel ist der Kenntnisstand, den das Fach zu dem Gegenstand zusammengetragen hat, überschaubar und lückenhaft – die Thesengenerierung steht im Vordergrund. Wer mit qualitativen Verfahren arbeitet, hat meistens klassifikatorische und komparative Begriffe vor sich, also solche, die es lediglich erlauben, Gemeinsamkeiten und Unterschiede (klassifikatorisch) sowie ein „Mehr oder Weniger“ (komparativ) festzustellen.

Qualitative Methoden überprüfen, *ob* etwas der Fall ist, nicht, *wie sehr*. Qualitative Erhebungsinstrumente beschränken sich in ihrer Komplexität gewissermaßen auf das Nötigste, da zu Beginn des Forschungsprozesses noch gar nicht immer klar ist, welche Aspekte des Gegenstandes überhaupt von Interesse sein könnten. Qualitative Erhebungsmethoden bewahren sich dadurch eine gewisse Offenheit für unvorhergesehene Einsichten im Forschungsprozess („Aha-Momente“) und sind so angelegt (oder sollten es zumindest sein), dass sie Neues und Unvorhergesehenes in die weitere Erhebung problemlos aufnehmen können. Die Datenerhe-

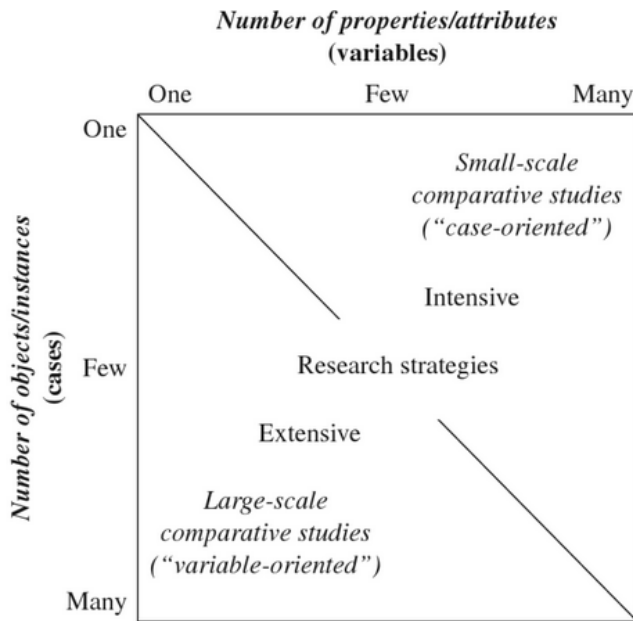
bung verläuft vergleichsweise unsystematisch und ungeplant (nicht aber planlos) bzw. „Schritt für Schritt“. Der Forscher tastet sich gewissermaßen im Dunkeln vor und durchläuft, weil er immer wieder auf Überraschendes stößt, häufig mehrere Schleifen bei der Erhebung.

Der Abschluss der Datenerhebung lässt sich darum schwer im Voraus terminieren. Daraus erwächst ein recht großes Risiko bei der Planung qualitativer Forschungsvorhaben – besonders mit Blick auf Ressourcen (Zeit, Geld, Personal). „Die“ Fallauswahl gibt es nicht, aber verschiedene Möglichkeiten, einen Fall oder mehrere Fälle auszuwählen. Die typisch qualitative Fallauswahl lässt sich allenfalls darüber ausmachen, womit sie keineswegs arbeitet: Stichproben. Denn das Ziel, den Forschungsgegenstand in seiner Tiefe zu verstehen und nachzuvollziehen, ist unter forschungsökonomischen und kognitiven Gesichtspunkten nur dann zu erreichen, wenn sich der Forscher auf eine kleine Fallzahl konzentriert (etwa: < 10). Diese sollen in ihrer Tiefe verstanden werden, weshalb eine Vielzahl von Aspekten („Variablen“) sich als interessant erweisen könnte. Die Wissenschaft spricht hierbei (geringe Fall-, aber hohe Variablenzahl) von einer *intensiven* oder auch *idiographischen* Forschungsstrategie. Sie sucht nicht nur nach Ursachen, sondern auch Gründen und Begründungen für bestimmte, zeitlich und räumlich begrenzte, singuläre Sachverhalte. Das macht es erforderlich, sich genauestens mit den Fällen auseinanderzusetzen: King, Keohane und Verba sprechen von „Soaking and Poking“, vom Sich-Wälzen im Forschungsgegenstand.²⁶ Und bei Putnam heißt es mit Blick auf die qualitative Analyse politischer Institutionen: „Soaking and poking requires the researcher to marinate herself in the minutiae of an institution – to experience its customs and practices, its successes and its failings, as those who live it every day do. This immersion sharpens our intuitions and provides innumerable clues about how the institution fits together and how it adapts to its environment.“²⁷

Quantitative Forschungsmethoden versuchen demgegenüber, konkrete, aus der bisherigen Forschung gewonnene Hypothesen und Fragestellungen „großflächig“ zu prüfen und Theorien zu testen. Das Vorwissen, auf dem ein quantitatives Forschungsprojekt fußt, ist in aller Regel breit, präzise und systematisch entfaltet. Es fragt nicht mehr danach, *ob* etwas der Fall ist, sondern, *wie sehr* – folglich danach, Sachverhalte und Zusammenhänge zu präzisieren und quantifizieren.

26 King et al. 1994, S. 38.

27 Putnam 1993, S. 12.

Abbildung 2: *Extensive und intensive Forschungsstrategien*

Quelle: Caramani 2009, S. 15.

Dafür eignen sich in aller Regel metrische Begriffe besser als komparative und diese mehr als klassifikatorische. Die Datenerhebung stützt sich auf weithin standardisierte, man könnte sagen: normierte und oftmals getestete Instrumente. Sie verläuft systematisch, anders als im qualitativen Bereich tendenziell linear (mit eher wenigen „Schleifen“) und ist recht gut planbar. Anfang und Ende der Datenerhebungsphase lassen sich im Voraus darum mit großer Sicherheit angeben, was Forschern (und Drittmittelgebern) eine gewisse Planungssicherheit verschafft.

Dazu trägt folgender Umstand nicht unwesentlich bei: Die interessierenden, relevanten Aspekte des Forschungsgegenstandes lüften sich nicht erst dann, wenn man an diesen herangetreten ist, sondern – weil zur Orientierung die bisherige Forschung dient – bereits im Voraus. Ebenfalls gut planbar ist die Fallauswahl. Abhängig vom konkreten Forschungsziel kommen verschiedene Auswahlverfahren bzw. -kriterien infrage. Am weitesten verbreitet dürfte – neben der Vollerhebung – die Stichprobe sein, die in aller Regel größere Fallzahlen generiert, nicht selten bis zu mehreren Tausend. Da quantitative Forschung nicht um den einzelnen Fall kreist, sondern diesen als Mittel zum Zweck der Hypothesen- und Theorieprüfung sieht, kapriziert sie sich auf eine überschaubare, aus der bisherigen Forschung gewonnene Zahl an interessierenden Merkmalen, sprich: Variablen. Das erklärt, warum bei quantitativen Methoden häufig von einer *extensiven* oder auch *nomothetischen* Forschungsstrategie die Rede ist, die lediglich Ursachen (anstatt subjektiver Begründungen und Sinnzusammenhänge) ans Licht zu bringen versucht, vom Einzelfall abstrahiert und nach allgemeingültigen Aussagen strebt.

2.5 Was ist Wahrheit?

Die Frage danach, was Wahrheit ist, mag nach einer akademischen Pflichtübung klingen. Sie ist aber wichtig, weil die Antwort bestimmt, wann wir ein Forschungsergebnis legitimerweise anerkennen und wann wir es zurückweisen sollten. Um alle überzogenen Erwartungen zu bremsen: Es gibt keine letztgültige Antwort darauf, was Wahrheit ist. Wir können uns als Wissenschaftler aber überlegen, welche Konzeption von Wahrheit wir uns zu eigen machen wollen, um unsere Arbeit zu erleichtern und Wissenschaft als sozialen Prozess in Gang zu halten. Nun konkurrieren in der Wissenschaftstheorie und der Philosophie recht viele Wahrheitsvorstellungen. Ich rate Ihnen: Begreifen Sie Wahrheit – 1. – als eine Eigenschaft, die – 2. – Aussagen aufweisen können oder auch nicht. Wahrheit ist damit ein Merkmal ähnlich wie Schönheit, Gewicht, Transparenz, Größe, Farbe, Helligkeit. Und *Aussagen* können dieses Merkmal aufweisen (dann sind sie wahr) oder auch nicht (dann sind sie falsch).

Nehmen Sie diese Wahrheitskonzeption an, so folgen Sie einer *semantischen Wahrheitsvorstellung*. Zugleich sagen Sie dadurch „nein“ zu substantialistischen Wahrheitsvorstellungen, die Wahrheit als Ideal oder auch Seinsgebilde begreifen, an dem die Ausschnitte der Realität einen gewissen Anteil haben. Wenn Sie Platons Höhlengleichnis kennen, wissen Sie, was gemeint ist. Es gibt von jedem „Ding“ auf der Welt ein abstraktes, nicht unmittelbar erfahrbares Ideal und alles, was wir in unserer Umwelt sehen, ist nicht mehr als ein Schatten dieses Ideals – ob das nun ein Feldhamster ist, ein Herrschaftssystem oder ein Gesetz. Von all dem gibt es ein Ideal, das zu erkennen unsere Sinne aber untauglich sind.

Das Problem an dieser *substantialistischen Wahrheitsvorstellung*: Außer durch „tiefere Einsicht“ haben wir keine Möglichkeit, anzugeben, wann etwas wahr ist. Intersubjektive Nachprüfbarkeit: Fehlanzeige. Semantische Wahrheitsvorstellungen liefern demgegenüber konkrete Kriterien, die es erlauben, eine Aussage als wahr oder falsch zu beurteilen. Ich überspringe an dieser Stelle den Streit über die „richtigen“ Kriterien und eröffne sogleich die fruchtbarste Perspektive:²⁸ Als wahr soll eine empirische Aussage genau dann gelten, wenn es sich mit dem Gegenstand, auf den sich die Aussage bezieht („empirischer Referent“), genauso verhält, wie es die Aussage angibt. Die Aussage „Erster Bundeskanzler Deutschlands war Konrad Adenauer“ stimmt genau dann, wenn die erste Person, die die Exekutive der Bundesrepublik leitete, eine Person mit dem Namen Konrad Adenauers war.

All das mag nach einer Banalität klingen, weil obiges Wahrheitskriterium dem Common Sense entspricht. Es ist indes ein Alleinstellungsmerkmal der *Korrespondenztheorie der Wahrheit*, die als einzige Wahrheitstheorie die Beziehung zwischen Aussage und Empirie in den Vordergrund rückt. Um zu überprüfen, ob eine Aussage tatsächlich „stimmt“, ist es unabdingbar, die Perspektive einzunehmen, aus der heraus die Aussage getätigt wurde, denn: Abseits der „da draußen“ existierenden, von unseren Vorstellungen und Wahrnehmungen unabhängigen *Operationswirklichkeit*, in der all unsere Handlungen stattfinden, existiert eine Vielzahl sog.

28 Vgl. hierzu ausführlich Patzelt 1986, S. 89–103; Puntel 1978.

Perzeptionswirklichkeiten. Gemeint ist damit die Vielfalt an Realitäten, wie sie sich jedem von uns ganz individuell auftun: ein Mensch, eine Perzeptions- und eine Operationswirklichkeit; zehn Menschen, zehn Perzeptionswirklichkeiten, eine Operationswirklichkeit. Die Kluft zwischen Operations- und Perzeptionswirklichkeit – mehr oder weniger tief – entspringt der Selektivität, Perspektivität und Normativität menschlicher Sinneswahrnehmung. Ziel muss es sein, unsere Perspektiven für andere nachvollziehbar zu machen, um so die Lücke zwischen Perzeptions- und Operationswirklichkeit ein Stück weit zu schließen. Damit verbunden sind etwa der transparente Umgang mit Ausgangstheorien, die klare Definition zentraler Begriffe und die Reflexion unserer Werte und Normen.

Die Konsequenz bei der Überprüfung des Wahrheitsgehaltes einer Aussage lautet: Es können unterschiedliche Aussagen über einen empirischen Referenten wahr sein, wenn sie unterschiedlichen Beobachtungsperspektiven entspringen. So gab es lange keinen Konflikt zwischen den Aussagen „Arbeiter wählen eher sozialdemokratische Parteien“ und „Arbeiter wählen eher Volksparteien“. Es kann jedoch nur eine von zwei rivalisierenden Aussagen wahr sein, wenn beide derselben Perspektive entspringen (und nicht gerade ein logisches Ableitungsverhältnis zwischen ihnen besteht). Die Aussagen „Arbeiter wählen eher sozialdemokratische Parteien“ und „Arbeiter wählen eher konservative Parteien“ widersprechen einander. Nur eine von beiden kann zu einem bestimmten Zeitpunkt wahr sein.

Folgen Sie der Korrespondenztheorie der Wahrheit, so befinden Sie sich in Gesellschaft der meisten empirischen Wissenschaftler. Einerseits mag diese Wahrheitstheorie Schwächen aufweisen: So ist nicht zweifelsfrei zu klären, was „Korrespondenz“ überhaupt meint und wann dieser Zustand zwischen Aussage und Empirie gegeben ist. Zudem müssen wissenschaftliche Aussagen hohen Qualitätsanforderungen genügen, wovon die nach intersubjektiver Nachprüfbarkeit die wichtigste ist. Zugleich treten die genannten Probleme in der empirischen Politikwissenschaft praktisch nie auf: Das Korrespondenzproblem ist etwa bei der Analyse von Wahlergebnissen, Interessengruppen oder internationalen Abkommen weithin irrelevant. Und dem Postulat nach intersubjektiv nachprüfbarsten Aussagen kommt die Mehrheit der empirisch arbeitenden Politologen ohne Weiteres nach. Nicht zuletzt: Die Alternativen zur Korrespondenztheorie überzeugen nicht recht, weil ihnen der Empiriebezug fehlt. Entweder sie erheben stattdessen die Kohärenz eines gesamten Aussagengefüges (Kohärenztheorie der Wahrheit) oder aber den unter Wissenschaftlern in einem herrschaftsfreien Diskurs hergestellten Konsens (Konsensstheorie der Wahrheit) zum Wahrheitskriterium.

Die Aufgabe empirischer Politikwissenschaft ist es einerseits, empirisch wahre Aussagen über die politische Realität herzustellen, also solche, die mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Andererseits dürfen diese Aussagen weder Widersprüche mit sich selbst noch mit anderen Aussagen, die derselben Beobachtungsperspektive entstammen, in Konflikt stehen. Die Aussagen sollten folglich *empirisch und logisch wahr* sein. Einige Beispiele:

1. *Logisch und empirisch falsch:* „Da Landwirte eher sozialdemokratische Parteien wählen, ist ihr Anteil unter FDP-Anhängern am größten“. Die Aussage ist

empirisch falsch, weil der Anteil von Landwirten in der Unionswählerschaft am größten ausfällt. Logisch falsch ist die Aussage, genauer gesagt: die Schlussfolgerung, da die FDP keine sozialdemokratische, sondern eine „bürgerliche“ Partei darstellt.

2. *Logisch wahr, aber empirisch falsch:* „Da sich in den 1990er Jahren der Verteidigungsetat der Bundesregierung(en) ausdehnte, blieb weniger für den Sozialhaushalt übrig.“ Die Aussage ist logisch wahr, weil aufgrund begrenzter finanzieller Ressourcen Mehrausgaben bei einem Ressort Einsparungen an anderer Stelle bedeuten (*ceteris paribus*). Allerdings fußt die Aussage auf dem empirisch falschen Argument, die Ausgaben Deutschlands für die Landesverteidigung seien in den 1990er Jahren angestiegen. Sie sind jedoch gefallen (absolut und relativ).
3. *Logisch falsch, aber empirisch wahr:* „Dass linke Regierungen zu einer Ausdehnung der Staatsverschuldung neigen, erklärt, warum sich auch während der Regierung Helmut Kohls der Schuldenberg Deutschlands vergrößert hat.“ Die Aussage stimmt empirisch, denn die Verschuldung Deutschlands stieg in den 16 Amtsjahren Helmut Kohls von etwa 314 Milliarden (1982) auf etwa 1,2 Billionen Euro (1998) an. Allerdings ist die Schlussfolgerung verkehrt, es handelte sich bei der Koalition aus Union und FDP um eine linke Regierung; vielmehr war sie konservativ-liberal.
4. *Logisch und empirisch wahr:* „Regierungsbeteiligungen entzaubern Linksaußenparteien, weshalb etwa die Wahlergebnisse des PCF in Frankreich nach dessen Beteiligung an der von Sozialisten geführten Regierung (1997–2002) stark einbrachen.“ Die Aussage ist empirisch wahr, denn erstens haben die meisten Linksaußenparteien Schwierigkeiten, ihre politischen Versprechen zugunsten ihrer Klientel durchzusetzen, wenn sie von der Oppositions- zur Regierungsbank wechseln, was eine Reihe von Wählern vergrault. Zweitens sank der PCF-Zuspruch von 9,9 auf etwa 4,8 Prozent der abgegebenen Stimmen zwischen den beiden genannten Parlamentswahlen. Die Aussage ist zudem logisch wahr, weil der PCF eine kommunistische, mithin eine Linksaußenpartei ist.

Wie aus den Beispielen ersichtlich wird, ergibt sich der empirische Wahrheitsgehalt einer Aussage aus einem Vergleich mit der Realität. Der logische Wahrheitsgehalt resultiert wiederum nicht unmittelbar aus einer Aussage selbst. Vielmehr ist sie in Relation zu einer anderen Aussage zu setzen; und zwar zu einer, mit der sie in einer – im wahrsten Sinne des Wortes – theoretischen Verwandtschaft steht. Die Aufgabe der Logik in den empirischen Wissenschaften besteht darin, den empirischen Wahrheitsgehalt einer Aussage logisch fehlerfrei auf eine andere Aussage zu übertragen. Diese Übertragung heißt Schlussfolgerung. Die Regeln der Logik kommen darum insbesondere dann zum Tragen, wenn es das Ziel ist, Theorien zu erstellen und aus abstrakten Axiomen Theoreme sowie daraus wiederum Hypothesen abzuleiten, mithin: von allgemeinen zu speziellen Aussagen zu gelangen. In der Summe sollten die Aussagen ein und desselben Theoriegefüges einander nicht widersprechen.

2.6 Was hat es mit dem Falsifikationismus auf sich?

Forschung ist ein sozialer Prozess. Darum ist folgende Frage keinesfalls rhetorischer Natur: Wie geht es nach der Feststellung weiter, eine bestimmte Aussage über die politische Realität stimme mit dieser nicht überein oder weise logische Unstimmigkeiten mit anderen Aussagen aus derselben Theorie auf? Die Antwort hängt von unserem Verständnis von wissenschaftlichen Theorien ab: Wer ein maximalistisches Wissenschaftsverständnis vertritt („Wissenschaft produziert sichere Erkenntnis“), legt einen deutlich strengeren Maßstab an als jemand mit einem realistischen Verständnis („Wissenschaft versucht, für die Realität hinreichend gute Erklärungen zu finden“). Der letztgenannte Maßstab ist deutlich forschungsfreundlicher, da weniger anspruchsvoll. Ihm kann die Wissenschaft gerecht werden, an ihm sollte sie sich orientieren. Hingegen mag zwar Wissenschaft – zu Recht – nach wahren Aussagen streben, aber *endgültige* empirische Wahrheit als Kriterium der Wissenschaft zu erheben, würde viele Bemühungen, die sich strengen methodischen Regeln unterworfen und Großes geleistet haben, unter den Teppich kehren und wissenschaftlichen Fortschritt massiv hemmen. Nicht zuletzt: Wer mag angeben, wann eine empirische Aussage „endgültige Sicherheit“ erreicht? Folgendes Bonmot von Joachim Ringelnatz ist mehr als ein billiger Wortwitz: „Sicher ist, dass nichts sicher ist. Selbst das nicht.“

Trachtet folglich Wissenschaft danach, hinreichend gute Erklärungen für die Realität zu finden, müssen ihre Theorien nicht *unbedingt* wahr sein, sondern lediglich besser als alle bisherigen Theorien. Und selbst das ist schon viel, denn „besser“ meint in diesem Zusammenhang: Eine neue Theorie sollte weniger Fragen unbeantwortet lassen, weniger logische Widersprüche aufweisen oder einen größeren Gegenstandsbereich abdecken als bisherige Erklärungsansätze. In diesem Sinne sind Theorien nichts als spekulative und vorläufige Annahmen über die Funktionsweise der Realität. Wie sie zustande kommen, spielt eine untergeordnete Rolle. Karl R. Popper hat diese Idee zur wissenschaftlichen Maxime erhoben.²⁹ Ziel ist es demnach nicht so sehr, den Wahrheitsgehalt von Aussagen und Theorien *endgültig* sowie *ein für alle Mal* zu bestimmen, sondern sie mehrfachen, eingehenden und möglichst strengen Prüfungen, sog. „Falsifikationsversuchen“ zu unterwerfen, die, nach dem „Trial-and-Error“-Prinzip aneinandergereiht, zu wissenschaftlichem Fortschritt führen. Daraus speist sich die Forderung an die Wissenschaft, intersubjektiv nachvollziehbar und öffentlich (i. S. v. öffentlich zugänglich) zu arbeiten.

Als Prüfkriterium einer Aussage oder Theorie gilt bei Popper die Prognose: Stimmt die Beobachtung nicht mit der Prognose der Theorie überein, wandert die Theorie in den Papierkorb. So streng sollte die Sozialwissenschaft nicht sein, denn menschliches Verhalten, auf das sie sich bezieht, ist vielfach nur in kurzen zeitlichen Horizonten vorhersagbar. Als Politikwissenschaftler scheitern wir regelmäßig mit der Vorhersage politischer Ereignisse, am prägnantesten wohl 1989/90: Das Ende des Kommunismus hat kaum jemand heranrollen sehen. Klaus von Beyme

29 Die zentralen Gedanken des Falsifikationismus entstammen Popper 1971.